

JOHN GWYNNE

Macht

Die Getreuen und die Gefallenen 1

JOHN GWYNNE

Macht

Die Getreuen und die Gefallenen 1

Aus dem Englischen
von Wolfgang Thon

blanvalet

Die englische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Malice – The Faithful and the Fallen 1«
bei Pan Macmillan, London.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2017 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © John Gwynne 2012

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Blanvalet,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Urban Hofstetter

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft, nach einer Originalvorlage

Umschlagillustration: Paul Young represented by Artist Partners

Karte: © Fred von Deelen

BL · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-6119-3

www.blanvalet.de

Für meine Kinder
Harriett, James, Edward und William.
Und natürlich für meine Ehefrau, Caroline,
ohne die nichts eine Bedeutung hätte.

»Denn woher, wenn nicht vom Urheber alles Bösen,
hätte eine solche Boshaftigkeit entspringen sollen?«

John Milton *Paradise Lost*

PROLOG

EVNIS

Im Jahr 1122 des Zeitalters der Verbannten, Wolfsmond

Laub und Zweige knackten und raschelten unter Evnis' Füßen, und sein Atem bildete Wölkchen, als er einen Fluch flüsterte. Er schluckte, obwohl sein Mund trocken war. Er hatte Angst, das musste er eingestehen, doch andererseits, wer hätte die nicht an seiner Stelle? Was er heute Nacht tun würde, machte ihn zu einem Verräter an seinem König. Wenn nicht gar zu etwas Schlimmerem.

Er blieb stehen und sah sich um. Jenseits des Waldrandes konnte er den Steinkreis erkennen, hinter dem die Mauern seiner Heimatstadt Badun im Mondlicht silbern schimmerten. Es wäre so einfach umzukehren, nach Hause zu gehen und einen anderen Pfad in seinem Leben zu beschreiten. Einen Moment lang schwindelte ihn, so als stünde er am Rand eines gewaltigen Abgrundes, und die Welt um ihn herum schien sich zu verlangsamen, als wartete sie auf das Ergebnis seiner Entscheidung. *Ich bin jetzt schon so weit gegangen, nun bringe ich es auch zu Ende.* Er blickte zum Wald hinauf, einem Wall undurchdringlicher Schatten, zog seinen Umhang enger um sich und ging in die Dunkelheit.

Eine Weile folgte er dem Gigantenpfad, der gepflasterten Straße, die die Königreiche von Ardan und Narvon miteinander verband. Er wurde seit langer Zeit nicht mehr gepflegt, und der Gigantenclan, der ihn einst erbaut hatte, war vor über tausend Jahren untergegangen. Moos und Pilze wuchsen überall zwischen den zerbröckelnden Steinplatten.

Selbst in der Dunkelheit fühlte er sich auf der breiten Straße angreifbar. Schon bald rutschte er die steile Böschung hinab und verschwand zwischen den Bäumen. Zweige schlugen über seinem Kopf zusammen, und der Wind fuhr durch das Blätterdach, während er schwitzend über Hügel und durch Mulden ging. Ewnis wusste, wohin er wollte. Er zählte zwar erst neunzehn Sommer, aber selbst Waldarbeiter, die doppelt so alt waren wie er, kannten sich in diesem Teil des Finsterforsts nicht besser aus als er. Diesen Pfad hatte er schon viele Male benutzt, wenn auch nie des Nachts.

Es dauerte nicht lange, bis er zwischen den Bäumen einen Feuerschein entdeckte. Er schlich näher, blieb aber stehen, bevor das Licht der Flammen auf ihn fiel. Er scheute davor zurück, aus den Schatten herauszutreten. *Kebr um, geh nach Hause*, flüsterte eine Stimme in seinem Kopf. *Du bist ein Nichts, du wirst deinem Bruder niemals gleichkommen*. Das waren die Worte seiner Mutter, scharf und genauso kalt wie der Tag, an dem sie gestorben war. Mit zusammengebissenen Zähnen trat er in den Lichtkreis.

Wasser blubberte in einem eisernen Kessel, der an einem Dreibein über den Flammen hing. Daneben hockte eine Gestalt in einem Umhang, deren Gesicht von einer Kapuze verhüllt wurde.

»Grüße.« Es war eine weibliche Stimme. Die Frau schlug die Kapuze zurück, und im Licht der Flammen schimmerte das Silber in ihrem Haar kupferfarben.

»Mylady«, begrüßte Ewnis Rhin, die Königin von Cambren. Angesichts ihrer Schönheit verschlug es ihm den Atem.

Als sie ihm lächelnd die Hand hinhielt, bildeten sich Fältchen in ihren Augenwinkeln.

Ewnis trat zögernd vor und küsste den Ring an ihrem Finger, der sich kalt anfühlte. Die Königin roch süßlich, berauschend.

»Noch ist es nicht zu spät. Du könntest umkehren.« Sie legte ihm einen Finger unter das Kinn und hob seinen Kopf ein wenig an. Sie standen so dicht voreinander, dass er ihren Atem auf seinem Gesicht spürte. Er war warm und roch nach Wein.

Ewnis holte hastig Luft. »Nein. Ich habe nichts zu gewinnen, wenn ich umkehre. Dies hier ist meine Chance ...«

Das Gesicht seines Bruders tauchte in seinem Kopf auf. Lächelnd, gebieterisch, beherrschend. Dann das seiner Mutter, mit spöttisch verzogenen Lippen, urteilend, abwertend.

»...Macht und Ansehen zu erlangen. Gethin hat eine Ehe für mich arrangiert, mit der Tochter des ärmsten Barons in ganz Ardan, glaube ich.«

»Ist sie denn wenigstens hübsch?« Rhin lächelte immer noch, aber ihre Stimme klang scharf.

»Ich habe sie nur einmal getroffen. Nein, ich kann mich nicht einmal daran erinnern, wie sie aussah.« Er warf einen Blick auf den Kessel über dem Feuer. »Ich muss das tun. Bitte.«

»Und was bietest du mir als Gegenleistung?«

»Das ganze Reich von Ardan. Ich werde es regieren und mich dir beugen, meine Hochkönigin.«

Sie lächelte mit blitzenden Zähnen. »Das gefällt mir. Aber es geht um mehr als nur um Ardan. Um sehr viel mehr. Es geht um den Götterkrieg. Um den fleischgewordenen Asroth.«

»Ich weiß«, flüsterte er. Seine Angst schien fast eine lebendige Kreatur zu sein, die von seiner Zunge troff und ihn zu erwürgen drohte. Die ihn aber auch erregte.

»Fürchtest du dich?« Rhins Blick hielt ihn fest.

»Ja. Aber ich werde es durchstehen. Ich habe mich nicht leichtfertig entschieden.«

»Gut. Dann komm.« Sie schnippte mit den Fingern.

Zwischen den Bäumen tauchte eine riesige Gestalt auf und trat in den Lichtschein des Feuers. Ein Gigant. Er war etwa anderthalbmal so groß wie ein normaler Mann, hatte ein blasses, kantiges Gesicht mit wulstigen Augenbrauen und kleine schwarze Augen, die unter der knöchernen Stirn funkelten. Sein langer schwarzer Schnauzbart, in den Lederbänder eingeflochten waren, reichte ihm bis zur Brust. Auf einem Arm war eine Tätowierung, eine dornenbewehrte Kletterpflanze, die unter dem Ärmel des Kettenhemdes verschwand. Der Rest von ihm war von Leder und Fell verhüllt. In seinen Armen trug er einen Mann, der an Händen und Füßen gefesselt war, aber er hielt ihn so mühelos, als wäre er ein Kind.

»Das ist Uthas von den Benothi.« Rhin deutete mit der Hand auf den Giganten. »Er dient demselben wie wir und hat mir bereits in der Vergangenheit geholfen.«

Uthas trat auf den Kessel zu und ließ den Mann zu Boden fallen. Der wand sich auf dem Waldboden hin und her und stöhnte.

»Hilf ihm aufzustehen, Uthas.«

Der Gigant bückte sich, packte den Gefangenen an den Haaren und riss ihn vom Boden hoch. Sein Gesicht war zerschlagen und geschwollen, Wangen und Lippen waren blutverkrustet. Seine Kleidung war zerfetzt, aber Ewnis konnte das Wolfswappen von Ardan auf seinem zerrissenen Lederkürass erkennen.

Der Mann wollte etwas sagen, doch seine Lippen waren blutig und geschwollen, und Speichel tropfte ihm aus einem Mundwinkel. Schweigend zog Rhin ein Messer aus ihrem Gürtel und schnitt ihm die Gurgel durch. Dunkles Blut spritzte heraus, und der Mann sackte im Griff seines Häschers zusammen. Der Gigant schob ihn nach vorn und hielt ihn so, dass sein Blut in den Kessel tropfte.

Ewnis kämpfte gegen den Impuls, sich umzudrehen und wegzu-
laufen. Rhin murmelte jetzt etwas mit tiefer, kehliger Stimme, eine Anrufung, dann stieg eine kleine Dampfwolke aus dem Kessel auf. Ewnis beugte sich vor. Ein Windstoß fegte über die Lichtung. In dem Dampf nahm eine Gestalt Form an, schien zu tanzen. Der Gestank von Tod und Fäulnis drang Ewnis in die Nase und raubte ihm den Atem. Er würgte, konnte aber seinen Blick nicht von den beiden winzigen, glühenden Punkten losreißen. Augen, die tief in einem uralten Gesicht lagen. Das faltige Antlitz schien vornehm zu sein, weise und traurig. Dann wieder wirkte es stolz und streng. Ewnis blinzelte, und einen Augenblick lang sah es aus wie das Gesicht eines Reptils. Der wabernde Dampf vermittelte den Eindruck, als würden sich ledrige Schwingen entfalten und weit strecken. Ihn fröstelte.

»Asroth«, flüsterte Rhin und sank auf die Knie.

»Was ist dein Begehrt?« Die Stimme zischte.

Ewnis schluckte. Sein Mund war trocken. *Ich muss ergreifen, was mir gehört, muss aus dem Schatten meines Bruders treten. Bring es zu Ende.*

»Macht!«, stieß er rau hervor. Dann holte er tief Luft und wieder-

holte es, lauter diesmal. »Macht! Ich will herrschen. Über meinen Bruder, über ganz Ardan.«

Zur Antwort erhielt er Gelächter, leise zunächst, dann anschwellend, bis es die ganze Lichtung erfüllte. Dann plötzlich kehrte wieder Stille ein, so dicht und schwer wie die Flechten und Kletterpflanzen, die von den Bäumen herabhingen.

»Du wirst sie erhalten«, erklärte die Gestalt.

Evnis spürte, wie ihm ein Schweißtropfen über die Stirn lief. »Was willst du als Gegenleistung? Was ist dein Preis?«

»Mein Preis bist du.« Die kleinen Augen der im Dampf tanzenden Gestalt schienen ihn festzunageln. »Ich will dich.« Die Lippen des uralten Gesichtes deuteten ein verzerrtes Lächeln an.

»So sei es«, antwortete Evnis.

»Besiegele es mit deinem Blut!«, knurrte das Gesicht.

Rhin hielt ihm ihr Messer hin.

Bring es zu Ende, mach es, bring es zu Ende, wiederholte Evnis lautlos wie ein Mantra. Er biss die Zähne fest zusammen, nahm das Messer in seine schweißnasse Rechte und zog die Klinge rasch über die offene Fläche der anderen Hand. Dann ballte er die Finger zu einer Faust, trat vor und stieß sie in den Dampf über dem eisernen Kessel. Blut tropfte von seiner Faust herab und begann sofort darin zu blubbern. Ein Stoß, fast wie ein körperlicher Schlag, traf seine Brust, schien ihn zu durchdringen. Keuchend und bebend sank er auf die Knie und schnappte wie ein Ertrinkender nach Luft.

Durch seinen ganzen Körper schoss Schmerz.

Er kreischte.

»Es ist vollbracht«, dröhnte die Stimme in seinem Kopf.

Exzerpt

Die Schriften von Halvor

Entdeckt im Jahr 1138 des Zeitalters der Verbannten in der Ruine von Drassil. Mehr als zweitausend Jahre, nachdem sie verfasst worden waren.

Die Welt ist zerfallen.

Der Götterkrieg hat alles verändert. Asroths Ränke, Elyons Zorn, beides hat so vieles verdorben und vernichtet. Die Menschheit ist untergegangen, wurde ausgemerzt oder ist von diesen Gestaden geflüchtet. Und wir sind nur noch so wenige. Wir Giganten, die Uneinen, einst ein einziger Clan, nun gespalten, ohne Hoffnung auf Versöhnung.

Ich, Halvor, Stimme des Königs, habe tausend Jahre gelebt. Jetzt ist der große Skald tot, und sein Clan wurde in alle Winde zerstreut. Ich werde keine weiteren tausend Jahre mehr leben. Und so betraure ich die Vergangenheit, erinnere mich und weine.

Dennoch bin ich immer noch die Stimme, obwohl ich nicht weiß, wer mir der-einst lauschen wird. Aber wenn ich nicht spreche, wenn ich nicht schreibe, wird nichts an die weitergegeben werden, die auf uns folgen werden. Dann wäre alles, was geschehen ist, vergessen. Also verfasse ich diese Chronik...

Als der Sternenstein fiel, hätten wir auf die Menschheit hören und unsere Blicke davon abwenden sollen. Aber seine Macht sang zu uns, lockte uns. Genau wie Asroth es geplant hatte.

Asroth war der Erst-Erschaffene, Elyons Geliebter, Hauptmann der Ben-Elim, der Söhne der Mächtigen. Aber das genügte ihm nicht, ihm, dem großen Intriganten. Er schmiedete seine eigenen Pläne, vergiftete die Ben-Elim mit seiner Bosheit und seinen Lügen, bis sich eine Heerschar um ihn versammelte. Sie wurden zu den Kadoshim, den Abtrünnigen.

Elyon sah es, brachte es jedoch nicht über sich, die Faust gegen seinen Geliebten zu erheben. So brach also ein Krieg zwischen den Kadoshim und den Ben-Elim aus, dort in der Anderwelt, dem Ort der Geister. Asroth wurde besiegt und in eine abgeschiedene Gegend der Anderwelt verbannt.

Dann fuhr Elyon mit seinem Schöpfungsplan fort, schuf die Welten des Fleisches, von denen die Erde die erste war. Dann erschuf er die Giganten und Menschen und machte sie zu den Herren dieser Welt, den unsterblichen Hütern von allem, was dort lebte und wuchs. Sie waren in Harmonie mit ihrem Schöpfer und allem, was er erschaffen hatte.

Und Asroth hasste uns.

Asroths Sternenstein fiel auf die Erde herab, riesig und erfüllt von Macht. Irgendwie schuf er eine Verbindung zwischen der Welt des Fleisches und der des Geistes, zwischen der Erde und der Anderwelt. Die Menschen hatten Angst vor diesem fremdartigen Objekt, die Giganten jedoch bedienten sich seiner, schmiedeten daraus erstaunliche und machtvolle Dinge, große Kostbarkeiten. Als Erstes den Kessel, dessen Macht zur Heilung diente. Als Zweites einen Halsreif, den sie Skald gaben, dem König der Giganten, und anschließend eine Halskette für Nemain, seine Königin.

Asroth benutzte den Sternenstein, um seinen Einfluss auf die Welt zu vergrößern, flüsternd, verderbend. Skald wurde gemeuchelt, das war der erste Mord. Sein Halsreif wurde gestohlen, und der Tod kam in die Welt. Elyon nahm allen Wesen die Unsterblichkeit als Strafe und Warnung. Dann kam die Spaltung. Krieg brach aus, Giganten kämpften gegen Giganten, und aus einem Clan wurden viele. Weitere Kostbarkeiten wurden aus dem Sternenstein geschmiedet, diesmal Werkzeuge des Krieges. Speer, Axt und Dolch. Und schließlich eine Schale, die angeblich jedem, der daraus trank, Stärke und ein langes Leben bescherte.

Als der Krieg sich immer weiter ausbreitete, senkte sich der Tod auf die Welt. Die Menschheit geriet ebenfalls in seinen Sog, weil sie den Giganten-Clans Treue gelobten, in der Hoffnung, in den Besitz der Kostbarkeiten zu kommen und so ihre Unsterblichkeit wiederzuerlangen. Blut floss in Strömen, und Asroth jubilierte.

Schließlich geriet Elyon in Zorn. Er sprach sein Urteil über die Erde, ein Urteil, das wir die Geißelung nennen. Die Ben-Elim wurden losgelassen und vollstreckten seinen Urteilsspruch mit Feuer, Wasser und Blut. Die Meere kochten, die Berge spien Feuer, und die Erde wurde zerstört, als Elyon sich daranmachte, alles zu vernichten, was er erschaffen hatte.

Als sein Strafgericht schon beinahe vollendet war, hörte Elyon etwas, einen Widerhall in der Anderwelt. Das Gelächter von Asroth.

Jetzt begriff Elyon, wie sehr sein Feind ihn getäuscht hatte, erkannte, dass all dies nur geschehen war, um ihn genau an diesen Punkt zu bringen. Entsetzt bereitete er der Geißelung ein Ende und ließ einen Rest von Leben übrig. Elyons Gram überstieg unser aller Vorstellungsvermögen. Er wandte sich von uns ab, von seiner Schöpfung, und zog sich an einen Ort der Trauer zurück, fern und unerreichbar. Dort ist er immer noch.

Die Ben-Elim und Kadoshim jedoch blieben in der Anderwelt, wo sie einen ewigen Krieg führen. Asroth und seine Gefallenen Engel trachten danach, uns zu vernichten, so wie die Ben-Elim sich bemühen, uns zu beschützen, als Zeichen ihrer unerschütterlichen Liebe zu Elyon.

Und hier in der Welt des Fleisches weht der Atem des Lebens weiter. Einige bemühen sich, neu aufzubauen, was in diesem Ort von Asche und Zerfall verloren ging. Was mich angeht, betrachte ich die Welt und trauere, hier in Drassil, der einst so großartigen Stadt, dem Herzen dieser Welt. Jetzt ist sie zerstört, vernichtet, genau wie alles andere. Selbst meinesgleichen verlässt sie: Der Fornswald sei jetzt zu wild, zu gefährlich, sagen sie, und wir wären zu wenige. Nach Norden gehen sie und lassen alles hinter sich. Lassen mich im Stich. Aber ich gebe nicht fort.

Dieser Tage träume ich oft, und in diesen Träumen erblicke ich Fetzen von dem, was möglicherweise einmal sein wird, höre eine flüsternde Stimme. Sie flüstert von Asroths Rückkehr, von der Fleischwerdung des großen Betrügers, von der letzten, gewaltigen Schlacht der Ben-Elim und von den Avataren, die erneut in den Götterkrieg ziehen ...

Ich werde bleiben und meine Geschichte erzählen, in der Hoffnung, dass sie ihren Zweck erfüllt, dass es Augen geben wird, um sie zu lesen. Damit sich die Fehler der Vergangenheit nicht wiederholen. Das ist mein Gebet, aber welchen Nutzen hat ein Gebet zu einem Gott, der alles aufgegeben hat ...

1. KAPITEL

CORBAN

Jahr 1140 des Zeitalters der Verbannten, Geburtsmond

Corban beobachtete, wie die Spinne ihr Netz in dem Gras zwischen seinen Füßen wob. Ihre Beine arbeiteten unermüdlich, während sie ihren Faden zwischen einem kleinen Stein und einem Grasbüschel spann. Plötzlich begannen die Tautropfen zu funkeln. Corban blickte hoch und sah, wie das Sonnenlicht über die Wiese strömte.

Es war noch grauer Morgen gewesen, als seine Aufmerksamkeit das erste Mal abgeschweift war. Seine Mutter hatte sich angeregt mit einer Freundin unterhalten, deshalb hatte er es für unbedenklich erachtet, sich eine Weile hinzuhocken und die Spinne zu seinen Füßen zu betrachten. Er fand sie erheblich interessanter als das Paar vor ihm, das sich darauf vorbereitete, die Schwüre zu leisten. Selbst wenn einer der beiden ein Blutsverwandter von Königin Alona war, der Gemahlin von König Brenin. *Ich stehe auf, wenn ich höre, wie der alte Heb die Handbindung beginnt oder wenn Mutter zu mir hinsieht*, dachte er.

»Hallo, Ban.« Jemand stieß gegen seine Schulter. Hockend und auf den Fußballen balancierend, konnte er nicht verhindern, dass er auf der Seite im nassen Gras landete.

»Corban, was machst du denn da unten?« Seine Mutter bückte sich und zog ihn hoch. Er sah das grinsende Gesicht hinter ihr, als sie ihn unsanft abklopfte.

»Wie lange wohl?, habe ich mich heute Morgen gefragt«, murmelte seine Mutter, während sie kräftig an ihm herumwischte. »Wie

lange wohl wird es dauern, bis er seinen neuen Mantel schmutzig gemacht hat?« Nun, hier ist die Antwort: Er schafft es noch vor Sonnenaufgang.«

»Die Sonne ist bereits aufgegangen, Mutter«, stellte Corban richtig und deutete auf die Sonne am Horizont.

»Ich will keine frechen Bemerkungen hören«, erwiderte sie und rubbelte noch fester an seinem Mantel herum. »Du bist fast vierzehn Sommer alt und wälzt dich immer noch im Dreck. Jetzt pass auf, die Zeremonie fängt gleich an.«

»Gwenith.« Ihre Freundin beugte sich vor und flüsterte seiner Mutter etwas ins Ohr. Die ließ Corban los und warf einen Blick über die Schulter.

»Na herzlichen Dank, Dath«, murmelte Corban, als das grinsende Gesicht näher kam.

»Nicht der Rede wert«, erwiderte Dath, dessen Lächeln erlosch, als Corban seinen Arm knuffte.

Gwenith blickte immer noch über die Schulter nach Dun Carreg hinauf. Die uralte Stadtfeste lag hoch über der Bucht auf einer schroffen Klippe. Corban hörte das dumpfe Rauschen des Meeres von der Brandung, die gegen die steilen Felsen krachte, und der Gischt, die hoch gegen die verwitterte Felswand schlug. Eine Kolonne von Reitern preschte über die kurvige Straße von den Toren der Festung herunter und galoppierte auf die Weide. Die Hufe der Pferde trommelten dumpf auf der Erde. Es klang wie ferner Donner.

An der Spitze der Kolonne ritt Brenin, Lord von Dun Carreg und König von ganz Ardan. Sein königlicher Halsreif und sein Kettenhemd schimmerten rötlich in den Strahlen der aufgehenden Sonne. Begleitet wurde er von Alona, seiner Gemahlin, und Edana, ihrer beider Tochter. Dicht dahinter galoppierten Brenins grau gekleidete Schildwachen.

Die Reiter galoppierten an der Menge vorbei. Erde flog von den Hufen ihrer Pferde hoch, als sie sie zügelten. Ghar, Stallmeister von Dun Carreg, führte zusammen mit einem Dutzend Stallburschen die Rösser in die großen Koppeln, die auf der Wiese errichtet worden

waren. Corban sah seine Schwester Cywen unter ihnen. Ihr dunkles Haar wehte im Wind. Sie lächelte, als wäre heute ihr Namenstag, und er musste ebenfalls lächeln, als er sie beobachtete.

Brenin und seine Königin traten vor die Menge, dicht gefolgt von Edana. Die Speerspitzen ihrer Schildwachen schimmerten wie Flammen in den ersten Sonnenstrahlen.

Heb, der Wissenshüter, hob die Arme.

»Fionn ap Torin, Marrock ben Rhagor, warum seid ihr am ersten Tag des Geburtsmondes hierhergekommen, seid vor euresgleichen getreten, vor See und Land, vor euren König?«

Marrock ließ seinen Blick über die schweigende Menge gleiten. Corban bemerkte die Narben auf der Wange des jungen Mannes. Ein Zeugnis seines Kampfes auf Leben und Tod, mit einem Wolf aus dem Finsterforst, dem Wald, der die nördliche Grenze von Ardan bildete. Jetzt lächelte er die Frau neben sich an, seine vernarbte Haut kräuselte sich, und er hob die Stimme.

»Um vor allen kundzutun, was wir schon lange in unseren Herzen tragen. Um uns einander zu geloben und zu binden, der eine an den anderen.«

»Dann sprecht euer Gelöbniß!«, rief Heb.

Das Paar fasste sich an den Händen, drehte sich zu der Menge um und sang laut und deutlich die traditionellen Schwüre.

Als sie damit fertig waren, nahm Heb ihre verschränkten Hände in seine und umwickelte sie dann fest mit einem Stück bestickten Tuch, das er aus seiner Robe zog.

»So sei es!«, rief er dann. »Möge Elyon mit Wohlwollen auf euch beide herabblicken.«

Merkwürdig, dachte Corban. *Wir beten immer noch zum All-Vater, obwohl er uns im Stich gelassen hat.*

»Warum beten wir zu Elyon?«, fragte er seine Mutter.

»Weil die Wissenshüter uns sagen, dass er eines Tages zurückkehren wird. Die, die ihm treu geblieben sind, werden belohnt werden. Und außerdem hören die Ben-Elim vielleicht zu.« Sie senkte die Stimme. »Vorsicht ist jedenfalls besser als Nachsicht«, setzte sie blinzeln hinzu.

Die Menge jubelte, als das Paar die gebundenen Hände in die Luft hob.

»Hoffen wir, dass ihr beide heute Nacht auch noch lächelt.« Lautes Gelächter der Menge belohnte Hebs anzügliche Bemerkung.

Königin Alona trat vor und umarmte das Brautpaar. König Brenin folgte ihr und schlug Marrock so fest auf den Rücken, dass sein Neffe beinahe über den Rand der Klippe gestürzt wäre.

Dath stieß Corban in die Rippen. »Verschwinden wir«, flüsterte er. Sie wollten sich schon unter die Menge mischen, aber Gwenith hielt sie auf.

»Wohin wollt ihr beiden denn?«

»Wir sehen uns nur um, Mutter«, erwiderte Corban. Aus nah und fern waren Händler zum Frühjahrsmarkt geströmt, zusammen mit vielen Baronen von Brenin, die Marrocks Ehegelöbnis beiwohnen wollten. Die Wiese war von Zelten übersät, man hatte Pferche und Koppeln errichtet und Flächen mit Seilen abgesperrt, wo Wettbewerbe und Spiele stattfanden. Und erst die Menschen: Es mussten Hunderte sein, mehr als Corban jemals an einem Ort versammelt gesehen hatte. Die Aufregung der beiden Jungen war täglich gewachsen, bis die Zeit nur noch zäh zu kriechen schien. Und jetzt endlich war der große Tag da.

»Also gut«, meinte Gwenith. »Aber seid vorsichtig.« Sie griff in ihren Schal und drückte Corban etwas in die Hand: einen Silbertaler.

»Geht und amüsiert euch.« Sie streichelte kurz seine Wange. »Und kommt vor Sonnenuntergang zurück. Ich bin hier mit eurem Vater, falls er dann noch auf den Beinen steht.«

»Natürlich tut er das, Mutter«, erwiderte Corban. Sein Vater Thannon würde heute im Boxring antreten. Er war Faustkampf-Champion, solange Corban zurückdenken konnte.

Corban beugte sich vor und gab ihr einen Kuss auf die Wange. »Danke, Mutter.« Er grinste, drehte sich um und verschwand in der Menge, Dath dicht auf seinen Fersen.

»Pass auf deinen neuen Mantel auf!«, rief sie ihm lächelnd nach.

Die beiden Jungen wurden schon bald langsamer und schlender-

ten dann am Rand der Wiese entlang, die den Strand und die Bucht säumte. Unten am Ufer sonnten sich Robben. Über ihnen kreisten kreischend Möwen, angelockt von dem Geruch der Speisen, der von den Feuern und aus den Zelten aufstieg.

»Eine Silbermünze«, sagte Dath. »Lass sehen.«

Corban öffnete die Handfläche. Die Münze war feucht von Schweiß, weil er sie so fest umklammert hatte.

»Deine Mutter hat eine Schwäche für dich, was, Ban?«

»Ich weiß.« Corban war ein wenig verlegen. Er wusste, dass Dath nur ein paar Kupfermünzen bei sich trug, die zu verdienen ihn Monde gekostet hatte. Er arbeitete bei seinem Vater auf ihrem Fischerboot. »Hier«, sagte er und griff in den Lederbeutel an seinem Gürtel. »Nimm die.« Er hielt drei Kupferstücke hoch, die er von seinem Vater bekommen hatte, nachdem er schwitzend in der Schmiede geschuftet hatte.

»Nein danke.« Dath runzelte die Stirn. »Du bist mein Freund, nicht mein Herr. Von dir nehme ich keine Almosen.«

»So war das nicht gemeint, Dath. Ich dachte nur – ich habe jetzt viel Geld, und Freunde teilen doch, hab ich recht?«

Nach einem Moment hellte sich Daths finstere Miene auf. »Ich weiß, Ban.« Der Junge blickte auf die Boote, die in der Dünung der Bucht dümpelten. »Ich wünschte nur, meine Mutter wäre noch da und könnte mich auch verwöhnen.«

Corban verzog das Gesicht. Er wusste nicht, was er sagen sollte. Das Schweigen zog sich hin. »Vielleicht hat dein Vater noch ein paar Münzen für dich übrig, Dath«, sagte er schließlich, vor allem, um die peinliche Stille mit Worten zu füllen.

»Daran brauche ich nicht mal zu denken.« Dath schnaubte. »Es hat mich schon überrascht, dass er mir überhaupt etwas gegeben hat. Das meiste, was er verdient, versäuft er. Komm, suchen wir uns etwas, wofür wir unser Geld ausgeben können.«

Die Sonne stand mittlerweile hoch am Horizont und badete die Wiese in ihrer Wärme. Sie vertrieb den letzten Rest von Morgenkühle, als die Jungen zwischen der Menschenmenge und den Zelten der Händler hindurchschlenderten.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es so viele Menschen im Dorf und in Dun Carreg gibt.« Dath grunzte, als jemand sich rücksichtslos an ihm vorbeisob.

»Die Leute sind von sehr viel weiter weg hierhergekommen als nur aus dem Dorf und der Festung, Dath«, murmelte Corban. Sie gingen weiter und genossen die Sonne und die Atmosphäre. Schon bald gelangten sie zur Mitte der Wiese, wo sich die Männer um eine mit Seilen abgesperrte Grasfläche versammelten. Der Schwertring.

»Sollen wir bleiben und uns eine gute Stelle suchen?«, meinte Corban.

»Nein. Sie fangen noch lange nicht an. Außerdem weiß jeder, dass Tull gewinnt.«

»Glaubst du?«

»Natürlich«, erwiderte Dath mit einem Naserümpfen. »Er ist nicht umsonst das Erste Schwert des Königs. Ich habe gehört, dass er einen Mann mit einem Hieb in zwei Teile spalten kann.«

»Das habe ich auch gehört«, erwiderte Corban. »Aber er ist nicht mehr so jung wie früher. Manche behaupten, dass er langsamer geworden ist.«

Dath zuckte mit den Schultern. »Mag sein. Wir können später zurückkommen und zusehen, wie lange er braucht, um jemandem den Schädel einzuschlagen. Aber warten wir, bis der Wettkampf ein bisschen in Gang gekommen ist, ja?«

»Einverstanden.« Corban versetzte seinem Freund eine Kopfnuss und rannte davon. Dath verfolgte ihn mit lautem Geschrei. Geschickt wich Corban den Leuten aus und sah über die Schulter zurück, um herauszufinden, wo Dath war. Plötzlich stolperte er und landete bäuchlings auf einer großen Tierhaut, die auf dem Boden ausgebreitet war und auf der Halsreife, Knochenkämme, Armbänder, Broschen und alle möglichen Dinge lagen. Corban hörte ein dumpfes Knurren, als er sich langsam wieder aufrappelte. Dath kam rutschend hinter ihm zum Stehen.

Corban betrachtete die überall verstreuten Waren und machte sich daran, alle, die er sehen konnte, wieder aufzusammeln. Aber in

seinem Eifer stellte er sich ungeschickt an und ließ das meiste wieder fallen.

»Heda, Junge, eile mit Weile.«

Corban blickte hoch. Ein großer, drahtiger Mann sah auf ihn herab. Sein langes dunkles Haar hatte er im Nacken zusammengebunden. Hinter dem Mann waren alle möglichen Güter in dem nach vorne offenen Zelt ausgestellt: Tierhäute, Schwerter, Dolche, Hörner, Krüge, Humpen, Pferdeharnische und noch mehr hing am Rahmen des Zeltes oder war fein säuberlich auf Tischen und Häuten ausgebreitet.

»Von mir hast du nichts zu befürchten, mein Junge. Es ist ja nichts passiert«, sagte der Händler, als er seine Waren aufsammelte. »Bei Talar allerdings verhält es sich etwas anders.« Er deutete auf den riesigen, grau gestreiften Hund, der hinter Corban stand. Er knurrte. »Er mag es nicht, wenn man ihn tritt oder über ihn stolpert; möglicherweise will er eine Entschädigung.«

»Entschädigung?«

»Ja. Blut, Fleisch oder Knochen. Vielleicht einen Arm oder so etwas.«

Corban schluckte, und der Händler musste so sehr lachen, dass er sich krümmte und die Hände auf die Knie legte. Dath kicherte hinter ihm.

»Ich bin Ventos«, meinte der Mann dann, nachdem er sich etwas erholt hatte. »Und das da ist mein treuer, wenn auch manchmal etwas mürrischer Freund Talar.« Ventos schnippte mit den Fingern. Der große Hund kam zu ihm und rieb seine Schnauze an der Handfläche des Mannes.

»Keine Angst. Er hat heute Morgen schon gefressen, also seid ihr beide nicht in allzu großer Gefahr.«

»Ich bin Dath!«, platzte der Sohn des Fischers heraus. »Und das da ist Ban – ich meine Corban. Ich habe noch nie einen so großen Hund gesehen«, fuhr er atemlos fort. »Nicht mal der von deinem Pa ist so groß, stimmt's, Ban?«

Corban nickte, ohne den Blick von dem Vieh neben dem Händler zu nehmen. Er war an Hunde gewöhnt, war mit ihnen aufgewach-

sen, aber dieses Biest vor ihm war erheblich größer als alle, die er kannte. Als er den Hund ansah, knurrte der erneut. Es war ein leises Grollen.

»Nun schau nicht so bekümmert drein, mein Junge.«

»Ich glaube nicht, dass er mich mag«, erwiderte Corban. »Er klingt nicht besonders glücklich.«

»Hättest du ihn schon mal gehört, wenn er nicht glücklich ist, würdest du den Unterschied erkennen. Ich habe dieses Knurren auf meinen Reisen zwischen hier und Helveth oft genug zu hören bekommen.«

»Kommt Ghar nicht auch aus Helveth, Ban?«, wollte Dath wissen.

»Kommt er«, murmelte Corban.

»Wer ist Ghar?«, erkundigte sich der Händler.

»Ein Freund von meiner Mam und meinem Pa«, antwortete Corban.

»Dann ist er aber weit von zu Hause weg«, meinte Ventos. »Aus welcher Ecke von Helveth stammt er denn?«

Corban zuckte mit den Schultern. »Weiß nicht.«

»Man sollte immer wissen, woher man kommt«, antwortete der Händler. »Wir alle brauchen unsere Wurzeln.«

Corban brummte. Für gewöhnlich stellte er viele Fragen, viel zu viele, wie seine Mutter immer sagte. Aber es gefiel ihm nicht sonderlich, selbst befragt zu werden.

Ein Schatten fiel über Corban, und eine Hand legte sich schwer auf seine Schulter.

»Hallo, Ban.« Das war Ghar, der Stallmeister.

»Wir haben gerade über dich geredet«, sagte Dath. »Woher du kommst.«

»Wie?« Die Miene des Stallmeisters verfinsterte sich.

»Der Mann kommt aus Helveth.« Corban deutete auf Ventos.

Ghar blinzelte.

»Ich bin Ventos«, sagte der Händler. »Du kommst also auch aus Helveth? Von wo genau?«

Ghar betrachtete die Waren im Zelt. »Ich suche Zaumzeug und

einen Sattel. Für eine Stute, fünfzehn Spannen hoch, breiter Rücken.« Offensichtlich ignorierte er die Frage des Händlers.

»Fünfzehn Spannen? Nun, ich habe bestimmt hinten im Zelt etwas für dich«, erwiderte Ventos. »Ich habe Zaumzeug bei den Sirak erhandelt. Es gibt kein besseres.«

»Das würde ich mir gern mal ansehen.« Ghar folgte Ventos in das Zelt, wie immer leicht humpelnd.

Währenddessen stöberten die Jungen in den Waren vorn in der Auslage, und Corban hatte im Nu einen ganzen Arm voller Sachen gefunden. Für Buddai, den Hund seines Vaters, hatte er ein breites Halsband ausgesucht, für seine Schwester eine Zinnbrosche, in die ein galoppierendes Pferd getrieben war, und eine Anstecknadel aus Silber mit einer roten Emaille-Einlage für seine Mutter. Dazu zwei stabile Übungsschwerter für Dath und sich selbst. Dath hatte zwei Zinnkrüge ausgesucht, die mit Wellen aus blauen Korallen verziert waren.

Fragend hob Corban eine Braue.

»Besser etwas zu nehmen, das mein Pa wirklich benutzt, oder nicht?«

»Und warum zwei?«, erkundigte sich Corban.

»Wenn du einen Feind nicht besiegen kannst«, erwiderte sein Freund altklug, »musst du dich mit ihm verbünden.« Er zwinkerte.

»Kein Krug für Bethan?«

»Meine Schwester hält nichts vom Trinken«, gab Dath zurück.

In dem Moment tauchte Ghar aus dem inneren Zelt auf. Er hatte ein Lederbündel über den Rücken geschlungen, dessen eiserne Schließen beim Gehen klirrten. Mit einem Grunzen verabschiedete sich der Stallmeister von Corban, bevor er in der Menge verschwand.

»Sieht aus, als hättet ihr ebenfalls einige schöne Dinge gefunden«, meinte der Händler zu ihnen.

»Warum sind diese Holzschwerter so schwer?«, wollte Dath wissen.

»Weil es Übungsschwerter sind. Sie wurden ausgehöhlt und mit Blei gefüllt. Das dient dazu, deinen Schwertarm zu kräftigen, und

außerdem gewöhnst du dich so an das Gewicht und die Balance einer echten Klinge. Aber sie töten dich nicht, wenn du vorbeischlägst oder abrutschst.«

»Wie viel bekommst du dafür?«, fragte Corban.

Ventos pfiff leise. »Zweieinhalb Silberstücke.«

»Reicht das, wenn wir die beiden Schwerter nicht nehmen?« Corban zeigte dem Händler das Silberstück und die drei Kupfermünzen.

»Und die hier?« Dath legte rasch seine beiden Kupfermünzen dazu.

»Abgemacht.«

Corban gab ihm ihre Münzen und legte die Sachen in den Lederbeutel, in dem Dath ein Stück Hartkäse und einen Wasserschlauch herumtrug.

»Vielleicht sehe ich euch beide ja heute Abend beim Fest.«

»Wir werden da sein«, erwiderte Corban. Als sie gerade in der Menschenmenge vor dem Zelt verschwinden wollten, rief Ventos ihnen etwas nach und warf ihnen dann die Übungsschwerter zu. Corban fing instinktiv eins davon auf und hörte, wie Dath einen Schmerzensschrei ausstieß. Ventos legte einen Finger an die Lippen und zwinkerte. Corban grinste. *Ein Übungsschwert, und zwar ein richtiges, nicht einfach nur ein Stock aus dem Garten. Fast so gut wie ein echtes Schwert.* Er zitterte vor Aufregung.

Sie strolchten noch eine Weile ziellos umher. Corban staunte über die vielen Menschen und die Schausteller, die lautstark um Aufmerksamkeit buhlten. Geschichtenerzähler, Puppenspieler, Feuerspucker, Jongleure und vieles mehr. Er zwängte sich durch eine Traube von Leuten, Dath auf den Fersen, und sah zu, wie ein quiekendes Ferkel aus seinem Käfig freigelassen wurde. Zwanzig oder noch mehr Männer jagten es und fielen dabei übereinander, während das Schwein kreuz und quer herumraste. Alle lachten, als ein großer, ungelinker Krieger aus der Festung sich endlich über das Tier warf. Er hob das quiekende Tier triumphierend über den Kopf. Die Menge schrie und lachte, als er dafür zur Belohnung einen Metschlauch bekam.

Corban ging weiter, und so kamen sie schließlich zu dem abge-

sperrten Bereich, wo die Schwertkämpfe stattfinden sollten. Dort hatte sich mittlerweile eine stattliche Menge von Zuschauern versammelt, die alle Tull erleben wollten, das Erste Schwert des Königs.

Die beiden Jungen kletterten auf einen Felsbrocken im Rücken der Menge, damit sie besser sehen konnten. Dort aßen sie rasch Daths Käse und sahen zu, wie Tull, nackt vom Hals bis zur Hüfte und mit durchtrainiertem, muskulösem Oberkörper, seinen Angreifer mühelos mit einem Holzschwert zu Boden schlug. Tull lachte und breitete die Arme aus, als sein Widersacher auf die Füße sprang und sich erneut auf ihn stürzte. Ihre Übungsschwerter klackten laut, als der Angreifer den Paladin des Königs mit einem Wirbel von Schlägen eindeckte und Tull zum Rückzug zwang.

»Siehst du.« Corban stieß seinen Freund mit dem Ellbogen an und spuckte Käsekrümel aus. »Jetzt ist er in Schwierigkeiten.« Doch in dem Moment trat Tull rasch zur Seite – schneller, als man es ihm bei seiner Größe zugetraut hätte – und schlug seinem Gegner, der das Gleichgewicht verloren hatte, das Schwert in die Kniekehlen. Der Mann landete mit dem Gesicht voran in dem aufgewühlten Boden. Dann setzte Tull ihm einen Fuß auf den Rücken und reckte die Faust in die Luft. Die Menge klatschte und jubelte, als der am Boden liegende Krieger sich im Schlamm wälzte, niedergehalten von Tulls schwerem Stiefel.

Nach ein paar Augenblicken trat der Paladin des Königs zurück und reichte dem gestürzten Mann die Hand. Der jedoch schlug sie aus und versuchte, alleine aufzustehen. Dabei rutschte er im Schlamm weg.

Tull zuckte mit den Schultern und lächelte, während er zum Ringseil ging. Der Besiegte richtete seinen Blick auf Tulls Rücken und stürzte sich plötzlich auf den alten Krieger. Aber der musste etwas geahnt haben, denn er fuhr herum und blockte einen Überkopfschlag ab, der ihm den Schädel hätte zertrümmern können. Dann spreizte er die Beine und senkte den Kopf, als der Angreifer von seinem Schwung weitergetragen wurde. Es krachte, als dessen Gesicht gegen Tulls Schädel prallte, und dem Mann spritzte Blut aus

der Nase. Dann rammte das Erste Schwert dem Angreifer ein Knie in den Bauch, der daraufhin zu Boden stürzte.

Tull blieb einen Moment über ihm stehen und blähte die Nasenflügel. Schließlich fuhr er sich mit der Hand durch sein langes, grau meliertes Haar und wischte sich das Blut seines Gegners von der Stirn. Die Menge jubelte.

»Der ist noch neu hier.« Corban deutete auf den Kämpfer, der besinnungslos im Schlamm lag. »Ich habe gesehen, wie er vor ein paar Nächten hier angekommen ist.«

»Na, jedenfalls war das kein guter Anfang für ihn, hab ich recht?« Dath lachte leise.

»Er kann von Glück reden, dass die Schwerter aus Holz waren. Andere, die Tull herausgefordert haben, sind nie wieder aufgestanden.«

»Der sieht auch nicht aus, als würde er so bald wieder aufstehen«, meinte Dath und deutete auf den Mann im Schlamm.

»Aber immerhin wird er es irgendwann.«

Dath warf einen Blick auf Corban und griff ihn plötzlich an. Er stieß ihn von dem Felsbrocken, auf dem sie hockten, schnappte sich sein neues Übungsschwert und stand über Corban. Sie spielten die Szene nach, die sie gerade gesehen hatten. Corban rollte sich zur Seite und sprang auf. Dann ging er langsam um Dath herum, bis er sein eigenes Holzschwert erreicht hatte.

»So, du willst also den mächtigen Tull herausfordern.« Dath deutete mit dem Schwert auf seinen Freund. Corban lachte, stürmte auf ihn zu und griff ihn an. Eine Weile droschen sie mit ihren Schwertern aufeinander ein und verspotteten sich, während sie sich für den nächsten Gang erholten.

Leute, die vorbeigingen, lächelten über die beiden Jungen.

Ein besonders wilder Schlagabtausch endete damit, dass Dath auf dem Rücken landete und Corbans Schwertschwertspitze über seiner Brust schwebte.

»Gibst du auf?«, fragte Corban, laut keuchend.

»Niemand!« Dath trat Corban gegen die Knöchel, woraufhin der auf den Rücken fiel.

Dann lagen sie beide da, blickten auf den klaren blauen Himmel, erschöpft von ihrem Kampf und kurz davor, in Lachen auszubrechen, als sie plötzlich von einer Stimme erschreckt wurden.

»Na, was haben wir denn da, zwei Schweine, die sich im Schlamm suhlen?«

2. KAPITEL

VERADIS

Veradis verlagerte sein Gewicht im Sattel und versuchte so, die Schmerzen in seinen Muskeln zu lindern. Er rühmte sich, ein guter Reiter zu sein, und lächelte, als er sich an seinen sechzehnten Namenstag und seine Kriegerprüfung erinnerte, bei der er zum Mann geworden war. Er hatte vor der gesamten Kriegerhorde seines Vaters beinahe perfekt auf das galoppierende Schlachtross aufgesessen und seine ganze Jugend und all die Tage der Übungen in diesen einen Moment konzentriert. Obwohl seitdem bereits zwei Jahre vergangen waren, konnte er sich noch an jedes kleinste Detail erinnern, zum Beispiel, wie er den grauen Hengst mit einem Zungenschnalzen hatte antraben lassen, als er an der Reihe war, wie er neben ihm hergelaufen war, den Schild in der Linken haltend. Er erinnerte sich an das dumpfe Hämmern der Hufe auf dem Boden, das sich mit dem Schlagen seines Herzens vermischt hatte. Die Zeit schien stillzustehen, als er die Mähne des Tieres gepackt, sich vom Boden abgestoßen hatte und in einer fließenden, geschmeidigen Bewegung im Sattel gelandet war. Er erinnerte sich an die Tränen, die aus seinen Augen geströmt waren, an das erhebende Gefühl von Erleichterung, während er dumpf das Brüllen der Kriegerhorde seines Vaters registrierte, die ihre Anerkennung hinausschrien und mit den Speeren auf ihre Schilde hämmerten. Selbst sein Vater Lamar, Baron von Ripa, war aufgestanden und hatte ihm zugejubelt.

Jetzt beugte er sich vor und rieb sich das Knie. Die zerkratzten Lederriemen seines Kilts klebten an seinem Oberschenkel. Zerstreut tätschelte er den Hals des Grauen, den er ritt. Es war ein Geschenk

von seinem Bruder Krelis nach seiner Langen Nacht gewesen. Dann verzog er das Gesicht und verlagerte erneut sein Gewicht. Zwölf Nächte im Sattel hätten jeden Reiter gefordert, mochte er auch noch so gut sein.

»Hast du einen wunden Hintern, kleiner Bruder?«, hörte er eine Stimme hinter sich.

»Ja, ein bisschen.«

Krelis trieb sein Pferd an, sodass sie nebeneinander ritten. »Du wirst dich daran gewöhnen.« Sein Bruder lächelte unter seinem schwarzen Bart. »Außerdem würde ich wetten, dass deine Schmerzen nichts sind im Vergleich zu denen, die er da hat.« Er deutete mit dem Daumen über seine Schulter. »Das Einzige, worauf er jemals geritten ist, dürfte das Deck eines Schiffes gewesen sein.«

Veradis drehte sich im Sattel um und warf einen Blick auf den Gefangenen, den sie nach Jerolin eskortierten. Die Eisenringe im Bart des Mannes klirrten leise im Rhythmus ihrer Schritte. Ausdruckslos starrte er geradeaus, und seine blauen Augen in dem wettergegerbten Gesicht wirkten wie Eissplitter. Er war von Narben übersät, und Veradis' Augen wurden magisch von der Nase des Mannes angezogen oder vielmehr von dem, was von ihr noch übrig war. Denn die Spitze fehlte. Obwohl ihm die Hände hinter dem Rücken gefesselt waren, umringten immer noch ein halbes Dutzend Männer von Krelis' Kriegerhorde den Gefangenen.

»Glaubst du wirklich, dass er dem König irgendetwas erzählen wird?«, fragte Veradis.

Sein Bruder zuckte mit den Schultern. »Vater glaubt es wenigstens. Ebenso wie unser edler Bruder, obwohl er sich zu unwohl fühlte, um diese Reise selbst zu unternehmen.«

»Ektor fühlt sich immer unwohl.«

Krelis lächelte erneut. »Stimmt, kleiner Bruder, er ist ziemlich kränklich. Aber er hat einen scharfen Verstand, wie Vater mir immer wieder ins Gedächtnis ruft. Er wird eines Tages mein Ratgeber werden, wenn ich Baron von Ripa bin.«

Veradis blickte zu seinem älteren Bruder hoch, der ihn auf seinem großen schwarzen Schlachtross überragte. *Du wirst einen guten Herr-*

scher abgeben, dachte er. Krelis, Lamars erstgeborener Sohn, besaß eine starke Persönlichkeit und führte seine Männer mit angeborener Selbstverständlichkeit.

»Und du«, Krelis grinste. »Du wirst mein Heerführer, ohne jeden Zweifel. Meine Güte, wärst du ein paar Handbreit größer und breitschultriger, hätte ich vielleicht selbst Angst vor dir.« Er schlug Veradis auf die Schulter und hätte ihn dabei fast vom Pferd gefegt.

Veradis lächelte. »Man muss kein Hüne sein, um ein Schwert zu schwingen, wusstest du das nicht?«

»Vielleicht nicht diesen Zahnstocher, den du ein Schwert nennst.« Krelis lachte. »Aber sei's drum, noch ist es nicht so weit mit dem Heerführer von Ripa. Warten wir erst einmal ab, was unser König Aquilus von dir hält und was er aus dir macht.«

Veradis trat in die große Halle von Jerolin. Riesige schwarze Säulen verloren sich in der schattigen Dunkelheit der gewölbten Decke. Große Wandteppiche bedeckten die Wände der Kammer, durch deren schmale Fenster Sonnenlicht fiel und sie zu zerschneiden schien. Krieger säumten die beiden Seiten des Raumes. Sie trugen glänzende, silberne Helme, deren gekrümmter Nasenschutz den Männern das Aussehen von Raubvögeln verlieh. Auf den schwarzen, ledernen Brustplatten waren silberne Adler eingeprägt, und selbst die Lederstreifen ihrer Kilts waren auf Hochglanz poliert. Die Krieger hielten lange Speere in den Fäusten, und an ihren Hüften hingen Langschwerter.

Als Veradis zögerte, trat ihm der nachfolgende Krieger auf die Hacke. Aber er gewann rasch sein Gleichgewicht wieder und ging schneller, um mit Krelis Schritt zu halten, der zielstrebig auf das gegenüberliegende Ende der Halle zumarschierte. Seine mit Eisen beschlagenen Sandalen knallten in schnellem Rhythmus auf den Steinboden. Überall in der Halle standen Leute in Gruppen zusammen und warteten auf ihren König. Bedienstete, die den Höflingen aufwarteten, Barone, die Gesuche vor Aquilus brachten, meist wegen Grenzstreitigkeiten, Pächter und Kleinbauern und alle Arten

von Leuten, die in höchst unterschiedlichen Angelegenheiten das Urteil des Königs suchten.

Die Menschen machten Krelis und dem Krieger, der ihnen voranging, Platz. »Das ist Armatus«, hatte Krelis ihm zugeflüstert. Der grauhaarige Mann mit den kräftigen Armen und einer Haut, die wie die Borke eines uralten Baumes aussah, war der Waffenmeister von Jerolin, König Aquilus' Erstes Schwert, dessen Ruf als hervorragender Schwertkämpfer ihm überallhin vorauseilte.

Rasch durchquerten sie die Halle. Eine Handvoll von Aquilus' Adlerwachen marschierte hinter Veradis. Der Gefangene der Vin Thalun befand sich irgendwo in ihrer Mitte. Veradis war durch eine offene Tür getreten, hinter der sich eine Wendeltreppe befand. Ohne innezuhalten, hatte Armatus sie die breiten Steinstufen hinabgeführt. Dann hatten sie das nächste Geschoss erreicht und gingen jetzt durch einen schmalen Korridor.

Armatus bog von dem Gang ab und trat durch einen weiteren Durchgang in einen großen kahlen Raum. Hier gab es weder Möbel noch Fenster, und das einzige Licht spendeten flackernde Fackeln. An Eisenringen, die in die Steinwände und den Boden eingelassen waren, hingen rostige Ketten und Handfesseln.

Drei Personen hielten sich dort, am gegenüberliegenden Ende des Raumes, auf. Ein Mann und eine Frau standen im Licht, und eine dritte Person wurde vom Schatten hinter ihnen verborgen.

Aquilus und Fidele, König und Königin von Tenebral. Veradis kannte sie vage von ihrem letzten Besuch in Ripa her. Das war vor einem halben Dutzend Jahren gewesen, als sie an dem Konzil der Barone teilgenommen hatten. Fidele sah noch genauso aus wie damals, blass und von vollkommener Schönheit. Aquilus jedoch wirkte älter. Er hatte mehr Falten um die Augen und den Mund, mehr silberne Strähnen in seinem kurz geschorenen Haar und seinem Stoppelbart.

»Krelis«, fragte König Aquilus mit einem Nicken, »wo ist dieser Mann?«

Krelis war unmittelbar nach ihrer Ankunft in der aus schwarzem Stein erbauten Festung zu Aquilus und Fidele geführt worden. Veradis und ihre Krieger hatte er als Wache für den Gefangenen zurück-

gelassen. Aber Krelis war nicht lange weg gewesen, sondern schon bald mit dem Befehl zurückgekehrt, den Gefangenen vorzuführen.

»Hier, mein König.« Krelis trat zur Seite, damit die Adlerwachen den Gefangenen nach vorn bringen konnten. Er stand mit gesenktem Kopf und gefesselten Händen vor Aquilus. In dem flackernden Licht der Fackeln wirkten seine zahlreichen, in Schlachten gewonnenen Narben wie dunkle Tätowierungen. Einer der Adlerwachen packte eine Kette, die am Boden befestigt war, und befestigte sie an den Handschellen des Mannes.

»Ich habe deinesgleichen seit vielen Jahren nicht mehr gesehen«, sagte der König. »Wie kommt ein Bandit der Vin Thalun in mein Reich und in meinen Fried?«

»Er gehörte zu einer Galeere von Korsaren, Herr, die auf Plünderzug waren«, sagte Krelis. »Sie haben etliche Dörfer an der Küste gebrandschatzt, aber dann sind sie zu dicht an Ripa herangesegelt ...«

Aquilus nickte und betrachtete nachdenklich den Mann, der den Kopf immer noch gesenkt hielt. Er starrte auf den eisernen Ring im Boden, an den er gekettet war.

»Man sagte mir, du hättest Informationen für mich, stimmt das?«

Der Mann antwortete nicht und stand nur weiter regungslos da.

Schnaubend beugte sich Krelis vor und stieß dem Gefangenen die Faust in den Rücken. Der hob ruckartig den Kopf. Seine Augen blitzten, und einen Moment lang fletschte er die Zähne. Die eisernen Ringe in den Zöpfen seines Bartes stießen klirrend zusammen; ein Ring für jedes Leben, das er genommen hatte.

»Fangen wir mit etwas Einfacherem an«, meinte Aquilus. »Wie lautet dein Name?«

»Deinon«, brummte der Vin Thalun mürrisch.

»Woher hast du all die vielen Narben, Deinon?«

Der Krieger zuckte mit der Achsel. »Von den Gruben.«

»Den Gruben?«

»Den Kampfgruben. Es gibt sie auf jeder Insel.« Deinon streifte die Narben auf seinen Armen mit einem flüchtigen Blick. »Das ist schon lange her«, sagte er wegwerfend.

Veradis erschauerte. Wenn die Vin Thalun auf Raubzug gingen,

nahmen sie Menschen als Beute mit, ebenso wie Nahrung und Kostbarkeiten. Veradis hatte Geschichten darüber gehört, dass diese Gefangenen, Jungen und Männer, gezwungen wurden, zum Vergnügen der Vin Thalun zu kämpfen. Die Wildesten bekamen die Chance, sich aus den Gruben zu befreien und als Ruderer auf einem Schiff der Seeräuber zu arbeiten. Dieser Mann musste sich gut geschlagen haben, wenn er es geschafft hatte, bis in den Kriegerstand aufzusteigen.

»Und was Krelis sagt, stimmt? Du gehörtest zu einer Galeere von Korsaren und hast meine Ländereien überfallen?«

»Ja.«

»Verstehe. Aber du hast zu nah an Ripa geplündert, und Krelis hat dich erwischt. Und jetzt bist du hier.«

Der Korsar grunzte.

»Du weißt, dass die Strafe für das, was du getan hast, der Tod ist? Aber angeblich weißt du etwas, das ich vielleicht hören möchte.«

»Ja!«, stieß der Mann undeutlich hervor.

»Also?«

»Mein Wissen gegen mein Leben. Das hat er mir zugesagt.« Der Vin Thalun deutete mit einem Nicken auf Krelis.

»Das hängt von deinem Wissen ab. Und davon, ob es stimmt, was du sagst.«

Der Gefangene senkte den Kopf und leckte sich über die Lippen.

»Lykos hat ein Treffen geplant, hier in Tenebral.«

»Lykos.« Aquilus runzelte die Stirn.

Als Veradis noch ein Kind gewesen war, hatten die Vin Thalun die Küsten von Tenebral überfallen und waren sogar tief ins Reich selbst vorgedrungen. Sie waren die Flüsse hinaufgesegelt, die das Land wie Arterien durchzogen, und hatten im Herzland von Tenebral gebrandschatzt und gestohlen. Aber dann war etwas geschehen. Es hatte einen großen Überfall auf Jerolin selbst gegeben, der unter großen Verlusten auf beiden Seiten zurückgeschlagen wurde. Danach war es ruhiger geworden, die Überfälle ins Inland hörten auf, und selbst an der Küste wurden sie seltener. Etwa um dieselbe Zeit hörte man immer wieder den Namen eines Mannes: Lykos,

ein junger Kriegsherr der Vin Thalun. Im Laufe der Jahre war er immer weiter aufgestiegen und hatte der Reihe nach die drei Inseln Panos, Nerin und Pelset unterworfen. Er hatte die dortigen Kriegsherren besiegt und die Vin Thalun zum ersten Mal in ihrer Geschichte vereint. Die letzte große Seeschlacht zwischen ihren Clans war noch nicht einmal ein Jahr her. Seither hatten die Überfälle wieder zugenommen, obwohl sie sich zumeist noch auf die Küste beschränkten.

»Erzähl mir von diesem Lykos«, befahl Aquilus.

»Er ist unser König.« Der Korsar zuckte mit den Schultern. »Ein großer Mann.«

»Und er ist jetzt der einzige Häuptling und Kriegsherr der Vin Thalun?«, setzte Aquilus nach.

»Er ist unser König – er ist mehr als ein Häuptling. Sehr viel mehr.«

Aquilus runzelte die Stirn und presste die Lippen zu schmalen Schlitzern zusammen. »Also, warum wagt er sich hierher in mein Land?«

»Er trifft sich mit einem deiner Barone. Ich weiß nicht, mit wem, aber das Treffen findet südlich von hier statt, in der Nähe von Narvus.«

Veradis hörte, wie die Anwesenden nach Luft schnappten.

»Woher weißt du das?«, fuhr Aquilus ihn an.

»Ich höre vieles«, erwiderte Deinon gleichgültig. »Mein Bruder ist Lykos' Schildmann. Nach einem Krug Wein lockert sich seine Zunge.«

»Wann?«

»Schon bald. In der letzten Nacht des Wolfsmondes. Wenn ich eine Karte hätte, könnte ich dir zeigen, wo.«

Aquilus starrte den Gefangenen lange an. »Wie kann ich dir trauen, einem Korsar, der seine eigenen Leute verrät?«

»Loyalität erscheint einem plötzlich nicht mehr so wichtig, wenn man sich dem Gang über die Brücke der Schwerter gegenüber sieht«, murmelte der Korsar.

»Vielleicht«, räumte Aquilus leise ein. »Falls du lügst, hast du

diese Reise jedoch nur ein wenig hinausgezögert. Denn dann wird dein Kopf schon sehr bald von deinen Schultern getrennt werden.«

»Ich weiß«, murmelte Deinon.

»Wir müssen eine Kriegerhorde entsenden, Vater.« Die Gestalt in dem Schatten hinter Aquilus und Fidele trat vor. Es war ein junger Mann, nicht viel älter als Veradis. Er war groß und sonnengebräunt, und dunkles, lockiges Haar umrahmte sein vornehmes Gesicht. Veradis hatte ihn schon einmal gesehen. Nathair, Prinz von Tenebral.

»Ja, ich weiß«, erwiderte Aquilus murmelnd.

»Schick mich dorthin!«, fuhr Nathair fort.

»Nein!« Fidele trat einen Schritt näher an ihren Sohn heran. »Wir können das Risiko nicht einschätzen«, fuhr sie etwas leiser fort.

Nathairs Miene verfinsterte sich, und er machte wieder einen Schritt weg von ihr. »Schick mich dorthin, Vater!«, wiederholte er.

»Vielleicht«, meinte der König leiser.

»Du darfst nicht zulassen, dass dieses Treffen stattfindet«, meinte Nathair. »Und dein Heerführer Peritus jagt Giganten im Agullas-Massiv. Die letzte Nacht des Wolfsmondes ist nur eine Zehn-Nacht entfernt. Selbst wenn ich morgen in aller Frühe aufbreche, schaffe ich es in der verbleibenden Zeit nur knapp bis nach Narvus.« Nathair warf seiner finster dreinblickenden Mutter einen kurzen Seitenblick zu. »Dieser Lykos dürfte schwerlich an der Spitze einer großen Kriegerhorde reiten. Jedenfalls nicht zu einem geheimen Treffen im Land seines Feindes.«

Aquilus rieb sich mit einem schabenden Geräusch das stoppelige Kinn. »Vielleicht«, wiederholte er und klang etwas überzeugter. Doch sein Blick zuckte zu seiner Frau. »Ich werde darüber nachdenken und mich später entscheiden. Erst jedoch werde ich jemanden kommen lassen, der unseren Gast etwas gründlicher befragen wird.« Er sah sein Erstes Schwert Armatas an. Der grauhaarige Krieger nickte und verließ den Raum.

»Ich erzähle keine Lügen.« Ein Anflug von Panik war in der Stimme des Gefangenen zu hören.

»Das werden wir bald feststellen. Krelis, ich stehe in deiner Schuld und in der deines Vaters.«

»Wir dienen dir mit Freuden, Mylord.« Krelis senkte den Kopf.
»Wir können zwar die Wahrheit seiner Worte nicht garantieren, aber wir hielten sie für zu wichtig, um sie einfach zu ignorieren.«

»Was auch richtig war. Ich lasse Gemächer für dich und deine Männer herrichten. Ihr müsst scharf geritten sein, um uns so schnell zu erreichen.«

»Das sind wir«, bestätigte Krelis. »Aber mein Vater hat mich gebeten, sofort zurückzukehren, sobald mein Auftrag erfüllt ist.«

Aquilus nickte. »Wir alle müssen unseren Vätern gehorchen. Richtete Lamar meinen Dank aus. Aber erlaube mir wenigstens, dafür zu sorgen, dass man euch mit Vorräten ausstattet und eure Wasser-schläuche füllt.«

»Mein Vater hat mir noch etwas aufgetragen«, meinte Krelis mit einem Blick auf Veradis. »Es handelt sich dabei um eine Bitte an dich.«

»Wenn es in meiner Macht steht, sie zu erfüllen ...«

»Mein Vater ersucht dich darum, meinen kleinen Bruder Veradis für eine gewisse Zeit in deine Kriegerhorde aufzunehmen. Um ihn zu unterweisen, so wie du es mit mir gemacht hast.«

Zum ersten Mal sah Aquilus Veradis aufmerksam an. Der verbeugte sich tief, wenn auch ein bisschen ungelent, vor seinem König.

»Natürlich.« Der König lächelte. »Dir hat das ja wohl kaum geschadet. Aber vielleicht nicht in meiner Kriegerhorde. Peritus ist nicht da, und wenn ich mich richtig erinnere, musste er dir mehr als einmal aus Schwierigkeiten heraushelfen.«

Krelis grinste.

»Mein Sohn scharht gerade seine eigenen Krieger um sich. Du hast doch Bedarf an guten Männern, hab ich recht, Nathair?«

»Stimmt, Vater.«

»Dann wäre das also beschlossene Sache«, erklärte Aquilus. »Gut. Willkommen in meinem Heim, Veradis ben Lamar. Du bist jetzt ein Mann des Prinzen.«

»Willkommen.« Nathair trat vor und packte Veradis' Unterarm zum Kriegergruß.

Kluge hellblaue Augen blickten Veradis an, und er hatte das Gefühl, an ihm würde Maß genommen.

»Es wird mir eine Ehre sein, mit dir zu reiten, Mylord.« Veradis senkte den Kopf.

»Da hast du ganz recht«, erwiderte Nathair grinsend. »Aber ich will nichts von diesem Mylord-Gerede hören. Wenn du neben mir kämpfst und dein Leben für mich riskierst, bin ich nur Nathair. Jetzt geh und wasch dir den Straßenstaub vom Leib. Ich lasse dich später zu mir bringen, dann reden wir bei Fleisch und Wein.«

Krelis und Veradis verbeugten sich erneut vor Aquilus und Fidele, drehten sich um und verließen den feuchten Kerker.

»Leb wohl, kleiner Bruder.« Krelis packte Veradis und zog ihn an sich. Veradis' Miene war finster, als sie sich wieder trennten.

»Ich verstehe immer noch nicht, warum ich hierbleiben muss«, meinte er, als Krelis seinen Hengst bestieg.

»Doch, tust du. Vater will, dass du ein Anführer wirst.« Krelis lächelte.

»Weiß ich, aber kann ich das nicht auch in Ripa lernen?«

»Nein.« Krelis' Lächeln verblasste. »Hier wird man dich nicht wie den Sohn des Barons behandeln. Am Ende ist das besser für dich, du wirst sehen.«

»Er will mich einfach nur loswerden«, murrte Veradis.

»Wahrscheinlich.« Krelis grinste wieder. »Ich jedenfalls würde es wollen. Du kannst es ihm schwerlich verübeln.«

Säuerlich verzog Veradis das Gesicht und fuhr mit dem Fuß über den Steinboden.

»Komm schon.« Krelis runzelte die Stirn so sehr, dass seine schwarzen, buschigen Brauen einander berührten. Dann beugte er sich aus dem Sattel und sprach leiser: »Das hier ist wirklich wichtig. Es macht einen besseren Mann aus dir.« Er richtete sich wieder auf und breitete die Arme aus. »Sieh, was es aus mir gemacht hat.«

»Eben«, grunzte Veradis, konnte jedoch nicht verhindern, dass ein Lächeln um seine Mundwinkel spielte.

»Gut, schon besser.« Hinter ihnen stiegen Krelis' Krieger auf ihre

Pferde. Die Sonne stand hoch am Himmel, und es war schon fast Nachmittag. In den Stallungen herrschte reges Treiben. Krelis' Ross tänzelte unruhig auf der Stelle.

»Ich würde länger bleiben, um mir anzusehen, wie die Kriegerhorde ist, in die du da aufgenommen wirst, aber ich muss zu Vater zurück. Auch so werde ich mehr als eine Zehn-Nacht brauchen, bis ich die Bucht erreiche.« Er zwinkerte Veradis zu. »Wir werden uns schon bald wieder treffen. Bis dahin mach das Beste aus deiner Zeit hier.«

Veradis trat zurück, als Krelis sein Pferd in einem engen Kreis wendete und davongaloppierte, dicht gefolgt von seinen Kriegern. Das Schlagen der Hufe auf den Pflastersteinen hallte noch lange nach.

Eine Weile blieb der junge Krieger noch stehen, bevor er sich umdrehte und das große Gebäude der Stallungen betrat. Er ging an einer Reihe von Boxen entlang, bis er seinen Grauen fand. Das Pferd wieherte leise und stieß ihn sanft mit der Schnauze an, als er zu ihm trat. Veradis suchte eine Bürste und einen metallenen Kamm und begann, sein Pferd zu striegeln, obwohl ein kurzer Blick ihm sagte, dass die Pferdeknechte sich bereits darum gekümmert hatten. Trotzdem machte er weiter, weil diese Tätigkeit ihm Frieden brachte und Zuversicht gab. Dabei verlor er jegliches Zeitgefühl.

»Geht es dir gut, Junge?«, fragte jemand hinter ihm. Er drehte sich um und sah einen Mann, der ihn über den Rand der geschlossenen unteren Boxentür betrachtete. Es war der Stallmeister, der sich um die Unterbringung der Pferde nach ihrer Ankunft gekümmert hatte.

»Ja. Mir geht's gut«, antwortete er. »Es ist nur ...«, er zuckte mit den Schultern, weil er nicht wusste, was er sagen sollte.

»Keine Angst, Junge. Dein Grauer ist hier in guten Händen. Ich bin Valyn.«

»Veradis.«

»Ich habe gesehen, wie dein Bruder weggeritten ist. Ein guter Mann.«

»Das ist er.« Veradis sagte nicht mehr, weil er seiner Stimme nicht traute.

»Ich erinnere mich an seinen Aufenthalt bei uns noch sehr gut. Er